

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Bilder aus dem Leben Bismarck's.

I. Jugend und Werden.

Dahheim.

Dahheim! Es ist, als ob Junker Otto sich an diesen Gedanken gar nicht erschöpfen könnte. Immer wieder durchheilt er das Haus, den Garten, die Felder, die Ställe, immer wieder sucht er die Stätten seiner Spiele, die Gefährten seiner Kindertage auf. Dahheim! Hier allein ist er ganz er selbst! Hier allein in seinem Elemente. Gewiß! Er hat es ja recht gut in Berlin bei seinem freundlichen Direktor Bonnell, und die vielbändige Weltgeschichte in des Direktors Arbeitszimmer bildet sogar eine ernste Anziehung für ihn. Aber er ist nun einmal kein Stadtmensch, all' die Prachtbauten der Hauptstadt sind ihm wenig neben dem schlichten Fachwerkbau des Kniephofer Herrenhauses; die Spree weckt in ihm nur wehmütige Erinnerungen an die heimatlichen Fluten der Havel, und zuweilen ergreift den Jungen ein solches Heimweh, daß ihm die Tränen ins Auge steigen, wenn er einmal bei der großen Stadt eine Flügelstraße gehen sieht.

So ist und bleibt das Schönste an dem Berliner Aufenthalt immer der Abend, wenn er die Schnellpost bestiegt, um die Nacht hindurch nach Stettin zu fahren. Dort findet er dann den ersten Gruß der Heimat: Kniephofer Pferde, die er jubelnd als alte Bekannte begrüßt. Und nun wird die Gegend bekannter und bekannter. Gollnow, wo er übernachtet, ist seines Großvaters Geburtsstadt und seines Urgroßvaters Garnison. Hier ist auch schon Raugard; mit jeder Viertelstunde werden Wiesen und Büsche vertrauter, und endlich liegt das alte Herrenhaus vor ihm, und Junker Otto springt jubelnd den Eltern entgegen.

Sie halten ihn in den Armen, der joviale, kräftige Vater und die seine ästhetische Mutter, und freuen sich des blühenden Sohnes. Wohl können sie sich seiner freuen. Gesund an Leib und Seele blickt er aus blanken Augen fröhlich in die Welt, ein lebenswürdiger Junge, der aber doch schon zeitig ein Gefühl für seine Würde und einen starken Willen behundet. Die Mutter möchte gern einen Diplomaten aus ihm machen. Ob das wohl sein eigenes Ideal ist? Ob ihn sein Herz nicht eigentlich zum Landleben zieht? Man sollte es glauben, wenn man die jubelnde Freude sieht, mit der Junker Otto das heimatliche Kniephof genießt.

Achilleus.

Wenn die Mutter ihn sähe! Sie denkt, er sitzt zu Füßen des großen Juristen Hugo, schreibt eifrig seine Worte nach und fällt sich mit juristischer Weisheit bis zum Kande. Er aber denkt, der berühmte Hugo habe gewiß soviel Zuhörer, daß er nicht auch noch hinzugeben brauche, läßt Kolleg Kolleg sein und sitzt hier zu Haus in seiner Göttinger „Bude“ im großgeblähten Schlafrock, die mächtige Pfeife im Munde, die Riechdogge neben sich, und liest, von dichten Rauchwolken schier verhällt.

Es ist alles groß an diesem jungen Studenten, Pfeife, Dogge, Tabaksalz — und er selbst. Wichtiges Gardemaß, und die Studenten folgten darum einem ganz natürlichen Gefühl, als sie den medienburgischen Kommilitonen „Achilleus“ tauchten. Freilich verdankt er diesen Namen wohl auch der guten Klinge, die er schlägt — 27 Rezensionen hoch er in Göttingen siegreich aus — und dem Selbstbewußtsein, mit dem er sich in allen Lebenslagen benimmt. Wie der junge Fuchs in den ersten Tagen seines Göttinger Aufenthaltes vier Hannoveraner „ankontrahierte“, wie er dem Universitätsrichter mit dem Tintenfaß voremonstrieren wollte, auf welche Weise er eine Flasche aus dem Fenster geworfen habe, wie er bei den Kommilitonen in Jena Besuch machte, vom ehrsamem Rektor und Senate ausgewiesen wurde und in feierlichem Trauerzuge aus dem Städtchen hinausfuhr — das und so mancher andere Streich hat sich bei den Göttinger Mufensöhnen schnell herumgesprochen, und stolz nennen ihn seine Kuleurbrüder von der „Hannovera“ ihren „Achilleus“.

Ja, er ist der Korpsstudent, wie er im Buche steht. Schneidig und elegant, tadellos in der Gesellschaft, ein toller Tänzer, ein vorzüglicher Fechter — so steht er seinen Mann. Freilich — die Kollegien! Aber so ganz untätig ist der junge Bismarck doch nicht; nur daß er sich seine Belehrung auf eigenen Wegen sucht, nicht von Professoren darreichen läßt. Stunden und Stunden lang sitzt er rauchend dahheim und liest; die Leierwut hat ihn aus seiner Schulzeit auch in das Studententum begleitet. Eine Fülle der mannigfachsten Kenntnisse und Anregungen sammelt sich bei ihm an, und schon beginnen sich bestimmtere Ansichten bei ihm zu bilden.



Vertollte Bismarck

Die Rebel eines grauen Herbstmorgens brauen um Kniephof. Unruhig und erregt eilt im Herrenhause die Dienerschaft durcheinander. „Noch nicht zu Hause! Die ganze Nacht war er wieder fort!“ Und die treuen alten Diener des Hauses schütteln besorgt ihre Köpfe; was sollte aus dem einst so fröhlichen Junker Otto werden?

Die ganze Nachbarschaft schüttelte mit ihnen die Köpfe. Furchtbare erzählt sie sich von dem Kniephofer Hause. Wilde Gelage wurden dort gefeiert, in den Zimmern selbst knallten Pistolenschüsse, und im Keller habe man ein Rassen und Drohnen gehört: es sei keine Frage, daß der alte Ahne Bismarck, der Feld von Gyalau, der Erbauer des Hauses, empört über seinen Nachkommen dort spulte.

Bismarck weiß, daß sie so reden, weiß, daß sie sich über ihn entfesen, weiß, daß in ihren Phantasien ein Stück Wahrheit liegt, und — lebt weiter, wie er gelebt hat. Er kann sich um die Leute nicht kümmern, er hat zu viel mit sich zu tun. Wie er jetzt an diesem Herbstmorgen auf seinem ermüdeten „Kaleb“ endlich heimkehrt, steht es auf seinem Gesichte geschrieben, daß er eine wilde Nacht hinter sich hat. Eine wilde Nacht beim Festgelage der Kameraden vom Regimente und dann beim scharfen nächtlichen Ritt, der ihn stundenlang durch Wald und Heide führte. Ja, es ist wahr, er führt ein tolles Leben; und doch deckt es nur die schweren inneren Kämpfe, die in ihm toben.

Eine tiefe Melancholie ist über ihn gekommen. Ist es eine Nachwirkung der lustigen, aber zügellosen Mächener Zeit? Ist es der Karenzammer von den wenigen Jahren, die er dem juristischen Dienste gewidmet hat, und die doch genügt haben, um ihn die Schalkheit des burokratischen Lebens gründlich kennen zu lehren? Oder vor allem: ist es das Bösen der überschüssigen, noch unvernünftigen Kraft? Er ringt schwer mit sich, er springt von einem zum andern. Jetzt ist er auf dem Rücken des Rosses, jetzt sitzt er tief versenkt über Spinosas Philosophie; bald heißt es, daß Kniephof eine Herrin zu erwarten habe, bald werden die Köpfe gewackelt und man munkelt, Bismarck wolle nach Indien gehen. Mit landwirtschaftlichen Sorgen, mit wilden Vergnügungen ausgefüllt ist sein Leben doch leer; er sehnt sich nach innerem Frieden, nach erlösender Arbeit, nach dem Glücke des häuslichen Herdes.

Er politisiert. Unerhört dasmal in Kniephof und viele Meilen im Umkreise. Unter den weinbeigen Genossen beizunt er plötzlich den Erkantten von Preußens Größe und Beruf, von Deutschlands Zukunft und Einheit zu erzählen. Die Genossen beschränken sich meist aufs Zuhören. Sind sie dann, heiß von den Feuerworten Bismarcks und von seinen Weinen, zu Worte gegangen, dann setzt er sich noch rauchend an den Schreibtisch und schreibt einen Brief, einen Verzückeraus an seine geliebte Schwester, seine „Aemmen“, seine „Madewine“.

So treibt es der „Tolle Bismarck“. Und auf allen Edelsteinen weit in der Runde ist sein über Ruf verbreitet. So treibt er es, bis er von dort, wo sein Name am allerschwäresten angeschrieben ist, sich die Gefährtin des Lebens holt, bis er das häusliche Glück findet, noch dem er sich so gefehrt hat. Da macht er seinen Frieden mit der Welt, da findet er sich selbst. Aus dem „tolle Bismarck“, dem ruhelosen, seine Kraft wecklos verbrauchenden, unbefriedigten, ist der reife Mann geworden, der sich und die Welt kennt, seine Lebensanschauung sich selbst gebildet hat, und seine Kraft gesammelt zu vernünftigen Weisheit. Aus jenen tollen Jahren des Sturmes und Dranges geht der fertige Bismarck der Geschichte hervor.

Am deutschen Bunde.

Im Parterre des Tarischen Palais zu Frankfurt a. M. in der Eichenheimer Gasse sind sie um einen kreisrunden Tisch versammelt, die Herren Bundestagsgesandten, alle von ihrer Würde und von der Bedeutung ihrer Stellung tief durchdrungen. Nur einer teilt dies Gefühl bundestaglicher Würde nicht, der neue preussische Gesandte, der Herr von Bismarck. Er läßt ihnen Angst ein, dieser preussische Junker. Unter seinem Vorgänger, dem schlichten bescheidenen Herrn von Rochow, waren sie gewöhnt gewesen, in Oesterreich alles, in Preußen nichts zu sehen. Der weiße Rock war in der Mainstadt beliebt und respektiert, der blaue galt wenig. Jetzt aber — es war wunderbar, aber den neuen preussischen Gesandten konnte man schließlich nicht ignorieren und ironisieren. Mit welchem Stolz trug er sein Preuentum und seinen Preukenrod! Wie zwang er mit Wort und Blick die Widerwilligen zur Achtung, wie gewann er mit hinreichender Liebenswürdigkeit die Schwankenden für sich! Und was das Schlimmste war: sie alle, vom Grafen Rechberg, dem Vertreter Oesterreichs, bis zum Vertreter von Wadef, fühlten, daß der Mann doch über ihnen stehe, ja sich über sie und ihren „bundestaglichen Pl.“ lustig mache. Was hätten sie wohl gesagt, viele selbstbewußten Halbbrüder der deutschen Bundespolitik, wenn sie hätten sehen können, was der preussische Gesandte da forben schrieb: „Schickt den Schulzen R. oder Herrn von Zardky aus der Chaukestraße her, wenn sie gewaltsam und geklämt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen!“

In die bundestagliche Salsbaderei, in das köstliche Verhüllen und das hinterläufige Scharwenzeln, wie es im Palais Taris üblich ist, fahren Bismarcks Erklärungen wie Blige hinein.

Unerhört ist es, mit welcher Gleichmütigkeit er Seiner k. l. Majestät Bundestagsgesandten betrachtet und behandelt. Ordentlich wie einen Gleichberechtigten! Daß er nicht den Mut gehabt, in feierlicher Bundestagsitzung sich die Zigarre zu erlauben, die bisher besagtem k. l. Gesandten alleinheitsgemäß allein zugestanden hatte? Daß er nicht dadurch allen Kollegen große politische und physische Beschwerden geschaffen, weil sie sich nun alle moralisch verpflichtet glaubten, ihre resp. Vaterländer rauchend zu vertreten? Daß er sich nicht sogar geweigert, den österreichischen Premier bei seiner Durchreise durch Frankfurt „zufällig“ zu besuchen und ihn ruhig zu sich kommen lassen? Was gab ihm nur den Mut zu solchen in dieser bis in die Knochen schwarz-gelben Stadt nicht erhörten Kühnheiten?

Den Mut gab ihm, daß er von niemandem etwas brauchte, und von niemandem etwas wollte. Den Mut gab ihm, daß er gleich am ersten Tage erkannt hatte, daß er in Frankfurt „vorn Freunde“ stehe, auf dem Kampfsplatz stehe, auf dem Preußens und Deutschlands Wiedergeburt errungen werden müsse.

II. Auf der Höhe.

Die Stunde der Entscheidung.

(20. September 1862.)

In dem Arbeitszimmer des lieblichen Schlosses zu Babelsberg standen zwei lattliche Männer einander gegenüber, deren straffe Haltung die preussisch-soldatische Bucht verriet, deren Hauthaar schon den Reif des Alters zeigte. Es war König Wilhelm und sein zeitiger Gesandter in Paris, der Wirkl. Geh. Rat von Bismarck-Schönhausen. Beide waren tief ernst, doch sehr verschieden war ihre Stimmung in diesem Augenblicke. Der König war gebeugt, sorgenschwer, trübe; Bismarck fest, sicher, kampfesfrisch und kampfesfroh. Einst in Frankfurt a. M. hatte der damalige Prinz von Preußen gefunden, daß der Herr von Bismarck doch zu jung zum preussischen Gesandten am Bundestage sei; heut sah der König seinen letzten, einzigen Ausweg aus dem schweren Kampfe mit seiner Volkvertretung in den Diensten des Mannes, dem er eben die schicksalsschwere Frage vorlegte, ob er sein erster Minister, ob er der Atlas sein wolle, der die Militärreorganisation auf starken Schultern halte und trage, einer Welt von Stärken und Widersachern zum Troste.

Ob Bismarck wollte? Es war noch nicht lange her, daß er nach Paris verlegt worden war, und er hatte die Umzüge von Frankfurt nach Petersburg, von Petersburg an die Seine, hatte die langen Trennungen von Weib und Kindern gründlich satt. Auch fühlte er sich in Paris wohl; der Weltmann in ihm, der geistreiche Blauderer, der große Menschenkenner, der in seiner mächtigen Ueberlegenheit die Klugen und selbstbewußten Franzosen so sicher zu führen verhand, kamen da gut auf ihre Rechnung. Als aber in die majestätische Einsamkeit der Bürenen, in der er seine Erholung suchte, das Telegramm des getreuen Moon gedrungen war, der in Berlin Bismarcks Namen immer und immer wieder als den des Retters dem Könige wiederholte und jetzt dem Freunde meldete, es sei Zeit — da hatte er doch keinen Augenblick gezögert, dem Rufe zu folgen. Und „Ja!“ antwortete er auch jetzt dem Könige; und so fest und hell, so schneidig und so schwertescharf klang dies Ja, daß es ein Echo in des Königs Brust hervorrief und neue Hoffnung in ihm erweckte. Schnell stellte er Bismarck Frage auf Frage. Die Heeresreorganisation? Sie soll und muß gerettet werden. Die Opposition? Ruhf überwunden werden. Als der König mit Bismarck in den in allen Farben des Verbles wrangenden Park hinausritt, scheint er ein anderer, Jüngerer geworden zu sein. Noch trägt er ein Dokument in der Hand, das Preußens und Deutschlands Geschichte von Grund aus verändern konnte; seine Abdankung zugunsten des Kronprinzen. Schließlich — gerade schreiten die beiden über eine Brücke — zerreißt er mit schneller Bewegung die verhängnisvolle Urkunde und wirft sie fort. Bismarck aber sammelt sorgsam die Reste und vertraut sie dem eilenden Wasser an.

Als die beiden voneinander schieden, haben sie sich für immer gefunden. Bismarck, der „Junker“ von 1848, war preussischer Ministerpräsident.

Auf der Höhe von Dub.

Ein kübler, trüber, regnerischer Sommertag. Auf einer Höhe, von der man einen weiten Blick über das Tal der Bitry hat, hält neben dem Könige auf einem großen Kuchenhut Graf Bismarck. Heute, wo der Donner der Weichsäde, das Krachen der Gewehrhalben ihn umdönt, trägt der Staatsmann das Gewand des Kriegers. Eine ernste Stimmung liegt über dem Könige und seinen drei Paladinen, Bismarck, Rolke und Moon, aber schwerer noch als auf dem Könige und auf den beiden Generalen lastet der Ernst dieser Stunde auf dem Staatsmanne. Ist er es doch, der für den Krieg, den er seit langen Jahren für unausbleiblich gehalten und den er seinem Könige angeraten hat, die volle Verantwortung trägt. Und er fühlt es, daß diese Stunden nicht nur über seinen Ruhm, sondern über sein Leben entscheiden. Denn wenn diese Schlacht unglücklich verläuft, so ist auch der unglückliche Ausgang des ganzen Krieges gewiß, und wenn der Krieg gegen Oesterreich verloren wird, so kehrt Bismarck nicht lebend in sein Vaterland

zurück. Er hat es später gesagt, daß er einen unglücklichen Ausgang des Krieges nicht überlebt hätte, und daß es ihm bitterer Ernst mit diesem Worte war, daß darf man einem Bismard wohl glauben. So schweifen mitten in dem Donner der Geschütze die Gedanken des Staatsmannes auch zu den Seinen herüber, denen er vielleicht zum letzten Male einen stillen Gruß sendet. Denn jetzt, um die Mittagszeit, steht die Schlacht sehr ungünstig für die Preußen. Der König hat die letzten Reserven heranziehen müssen, die sicher gezielten Geschosse der 500 österreichischen Kanonen haben die preussischen Reihen furchtbar gelichtet, die wichtige Stellung des Generals Franke im Swipwalde wird von den Oesterreichern schwer erschüttert, und mit verzweifeltstem Todesmuth ruft der General seinen Soldaten zu: „Hier sterben wir.“ Plötzlich erbellen sich Bismards erste Blige. Sein scharfes Auge erkennt in der Ferne lange, sich vorwärts bewegende Linien. In seiner Umgebung zweifelt man daran, ob er richtig gesehen hat; man hält diese Linien für Ackerfurden. Da sprengt der General von Voigt-Rheg heran und meldet, daß der preussische Kronprinz, dessen Ankunft man sehr lächlich erwartet hat, im Gesicht steht. Bismard atmet auf; jetzt ist der Sieg gesichert. Stundenlang tobt zwar noch der Kampf, und Bismard, der seinen König als treuer Vasall überall hin begleitet, kommt bei dem großen Kavallerieangriff in das dichteste Feuer der österreichischen Granaten, aber was will ihm die Gefahr besagen gegenüber den furchtbaren Stunden, die er in banger Erwartung hat durchleben müssen!

Es ist Abend geworden, die Truppen umjubeln den königlichen Sieger, Bismard aber zieht sich todmüde zurück und bereitet sich auf dem Straßensplatz von Forst mit Hilfe eines Wagenskiffens ein ärmliches Nachtlager. Man sagt, daß Kriegsjahre doppelt zählen, die fünf Stunden aber vom Morgen des 3. Juli bis zu der Mittagsstunde, die die Wendung des Kampfes brachte, können für Bismard als ebensoviele Jahre angerechnet werden. In seinem von den gewaltigsten Ereignissen erfüllten Leben hat er vor Königthum und hat er nachher gar manche Stunde der gewaltigsten Erregung durchleben müssen, aber nie wurde seine Seele durch die Bedeutung des Moments so furchtbar erschüttert, wie auf jener Höhe von Dub. Daß er bei dem furchtbaren Kampfe in seinem Inneren äußerlich in keinem Momente seine ruhige Gelassenheit einbüßte, das kennzeichnet am besten seine wahrhaft antike Charaktergröße.

In der Galerie des Glaces.

„Nun danket alle Gott...“

Mächtig brauste der alte treue deutsche Choral durch die druckvolle Halle des französischen Königsschlosses, in der der siegestrunkene Sonnenkönig „toutes les gloires de la France“ verherrlicht hatte. Fürsten und Fürstiere, Generale und Diplomaten sangen ihn, und aus tiefstem Herzen sang ihn der Graf Bismard mit, der rechts vor dem tiefbewegten greisen Könige — bald dem Kaiser — Stellung genommen hatte. „Schau mal, wie der Bismard singt“, sagte ein dem Kanzler gegenüber stehender bayerischer Jäger zu seinem neben ihm stehenden Landsmann, einem bayerischen Chevalier. „Na, wenn der einmal zu singen anfängt“ antwortete der Chevalier, „wird zweifellos bald Friede.“ Ja, Friede und Reiches Herrlichkeit und erreicht, was Geschlechter erleben, — also jubelte es in Bismards Brust, und laut erhob er seine Stimme zu Ehren Gottes: „Der große Wunder tut An uns und allen Enden.“ Dieser Wille aus der glänzenden Versammlung flogen zu ihm herüber. Er war eben erst vom Krankenbette aufgestanden und noch zeigte die erschreckende Blässe seines Gesichtes die Spuren des Leidens. Aber hochaufgerichtet stand er dennoch da, eine Hand fest auf den Daenknopf gelegt, die mächtige Brust in den blauen Waffenrod der Raadeburger Kürassiere gefüllt („eigentlich hätte er den Koller anlegen müssen; der blaue Waffenrod war inoffiziell“, bemerkte später der Kaiser) und mit den Abscheiden der ihm am selben Tage verliehenen Generallieutenantswürde geschmückt. Das Orangeband des Schwarzen Adlers glänzte auf der Uniform, die Beine steckten in hohen Reiterstiefeln. Von Zeit zu Zeit streifte sein Blick seinen königlichen Herrn, oft aber den in männlicher Schönheit drangenden Kronprinzen, den Erben der Krone, den Träger der Zukunft. Denn schon schweifte sein sorgender Geist wieder hinaus zu den Tagen, die dem jungen Reiche bevorstanden und zu den Gefahren, denen es zu stehen haben würde.

Die Versammlung hatte sich neu geordnet. Umringt von den deutschen Fürsten, umrauscht von den Fahnen des siegreichen Heeres stand König Wilhelm auf dem Hochtritt, ihm gegenüber an der Spitze der Minister und der höchsten Würdenträger der Kanzler. Dort las der Monarch seine Proclamation an die deutschen Fürsten vor und forderte dann den Grafen Bismard auf, sie an das deutsche Volk zu verkünden. Und der Mann von Eisen tritt vor, mit der Linken umfaßt er die Spitze seines Helmes, mit der Rechten die Urkunde, die er nach einer tiefen Verbeugung gegen den König entrollt. Dann tönt seine Stimme durch das lautlose Schweigen in dem weissen Ruhmesaale, jene Stimme, die nie vernimmt, wer sie einmal hört: dünn und doch markig, ruhig und doch voll leidenschaftlicher Kraft.

Parlamentarischer Frühshoppen.

In das alte stille Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin, in dem der Kanzler des Deutschen Reiches wohnt, treten nach-

einander zahlreiche Männer ein. Sie tragen alle schwarze Gesellschaftskleider und hohe Hüte, und aller Gesichter zeigen den Ausdruck gespannter Erwartung. Parlamentarischer Frühshoppen bei Bismard — jeder weiß, daß ihn da Hochinteressantes erwartet. Der Bismard der parlamentarischen Tribüne und der des parlamentarischen Frühshoppens — das sind zwei ganz verschiedene Menschen. Der kampfbereite Löwe stellt sich hier als liebenswürdiger Wirt dar, der darauf Bedacht nimmt, daß seine Gäste sich in seinem Hause wohl fassen, und selbst für die Anordnungen sorgt. Hier scheinen die politischen Gegensätze verschwunden; dem Centrumsmann und dem Fortschrittler, dem Konservativen und dem Nationalliberalen kommt der Kanzler mit der gleichen Freundlichkeit entgegen, für jeden hat er eine Liebenswürdigkeit und ist mit seiner sprudelnden Frische überall. Die Speisen im Bismardschen Hause sind gut und die Weine nicht minder; das Bier schäumt und die Zigarren glimmen und bald herrscht überall die lebhafteste und heiterste Stimmung, die nur Thras, der Reichshund, dem man nachsagt, daß er eine Antipathie gegen die Feinde der Regierung habe, nicht immer zu teilen scheint.

Und was für jeden Besucher immer von neuem bei diesen Unterhaltungen überraschend und interessant war, war die Offenheit, mit der sich hier die Weltgeschichte im Realigé präsentierte. In diesem Hause, wo die Fäden der europäischen Politik zusammenfließen, hier, wo der epochemachende, über Völkergeschichte entscheidende Berliner Kongress getagt hatte, hier plauderte der Kanzler über seine politischen Erlebnisse, seine Ansichten und Gedanken mit einer Offenheit, die allen diplomatischen Traditionen zuwiderläuft; er nennt seine Feinde Feinde und den Dummen einen Dummen und hetzt ihm noch ein treffendes Wort an; er gibt Enthaltungen aus der großen Geschichte der jüngsten Vergangenheit und spricht über seine Beziehungen zu Fürsten und Politikern, wie im engsten Familienkreise.

Dichter haben sich die blauen Rauchwolken zusammengezogen; ein Teil der Besucher hat das Palais bereits verlassen, und noch ein kleines Häuflein Getreuer umringt den Fürsten, der unermüdtlich im Gespräch ist. Da lebt der Göttinger Student in ihm auf und freut sich des Frühshoppens und der Gemütslichkeit, und erst, wenn der letzte Gast sich verabschiedet hat, denkt auch der Fürst an den Schluß, leert noch einen Schoppen, tut einen Satzler und kehrt zurück unter die Herrschaft Schweningers und der strengen Arbeit.

III. Der Lebensabend.

Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!

Das ist ein Stürmen und Drängen auf der Leipziger Straße. Der Teil der Straße vom Herrenhause bis zum Reichstagsgebäude ist von einer dichten Menschenmenge besetzt, die nicht vom Plage weicht. Tausende erwarten hier den Reichskanzler. Man weiß, daß der, der nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten selbst im Parlamente erscheint, heute sprechen wird; man weiß, daß er anfänglich der großen Militärvorlage sich über die ganze politische Lage äußern wird, die durch die Verwirklichung des deutsch-österreichischen Vertrages eine völlig neue Signatur erhalten hat.

Da ist er! Wohler und stattlicher, als man ihn erwartet. Graf Herbert ist bei ihm und ist ihm behilflich. Schon ist Bismards Stellung zu seinem Zeitgenossen eine andere geworden. Er ist nicht mehr der Mitstrebbende, der Genosse in Reih und Glied; er ist bereits über alle hinausgewachsen, eine historische Gestalt geworden, zu der man mit tiefer Ehrfurcht emvorblickt. Und wie er sich nun erhebt und sein Auge die Versammlung überfließt, da leat sich ein tiefes Schweigen über den dicht gefüllten Saal. In diesem Augenblick fühlt jeder ganz, was Bismard aus Deutschland gemacht hat; lauscht doch die ganze Welt gespannt auf jedes der leisen Worte dieses alten Mannes!

Er spricht vom Ernste der Situation, von ihren Gefahren, von der bedrückten Lage. Vorsichtia und doch offen, schonend und doch ohne Rückhalt. Er hebt die Besserung der politischen Verhältnisse hervor. Erinnerungen und Enthaltungen, Scherze, vointenreiche Worte und tiefe Gedanken jagen einander, beleben seine Rede, die einen gewissen Grundton bitterer Seelenruhe zeit. Aber allmählich wird er ernster und ernster. Er kommt zu seinem Hauptpunkte: er rechnet einmal ganz mit Rußland ab. Ein Jahrzehnt zurück fährt er alle Posten auf und zeigt, daß das „Gold der Dankbarkeit“ durch Deutschland reichlich beglichen ist. Wir wollen auf Freund mit den Russen bleiben, aber wir laufen niemand nach. Jedes Wort ein Licht, ein helles Licht für Freund und Feind, und atemlos hängen die Hörer an des Redners Lippen: kaum daß sie hier und da einmal Befall rufen. Der alte Mann ist müde geworden, er neht seine Lippen und legt sich nieder; doch ununterbrochen strömt seine Rede weiter. Jetzt wird seine Stimme strenger, schärfer: wie Waffenkirren tönt es in ihr. Nie wird Deutschland einem Anaristkriege fähren, verländert er feierlich werden wir aber herausgefordert, „dann wird das ganze Deutschland von der Wemel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufspringen“, dann wird der „feste Mann, der Familienvater, diese Säulenstütze, die wie

noch aus der Befehung der Brücke von Versailles kennen" wieder zu den Waffen greifen, dann werden wir mit Gottes Hilfe wieder siegen in gerechter Sache. Durch den Saal weht der Atem der Geschichte. Es ist als ob der deutsche Genius selbst spreche, tapfer und ehrlich, furchtlos und gerecht. Die Herzen der Hörer schlagen, und selbst der, der sich in jalschem Stolz vaterlandslos nennt, fühlt sich jetzt mit echtem Stolz als Deutscher. Und nun schließt der Kanzler seine Rede mit einem Kernworte. Furcht kennen wir nicht. „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ ruft er hell und stark in den Saal, in die Welt.

Einen Augenblick Schweigen. Dann löst sich der Pann und ein Jubel bricht los, wie ihn der deutsche Reichstag noch nicht gesehen. Immer von neuem braust der Sturm der Begeisterung auf, die Tribünen klingen ein, in unbeschreiblicher Erregung schütteln sich die Männer die Hände und brechen dann von neuem in Jubel aus. In wenigen Minuten ist die Vorlage angenommen, erregt strömen die Abgeordneten auf die Straße, dort pflanzen sie die Erregung, die Begeisterung weiter. „Was ist geschehen?“ „Großes, Herrliches!“ Und wie ein Blitzstrahl steigt das Wort durch die Menge: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ Die Menge braust, und wie nun der Kanzler aus dem Hause tritt, da tobt ihm die Begeisterung entgegen. Der Verkehr stockt, die Straße bebzt, Tausende von Armen strecken sich ihm entgegen, Tausende von Herzen schlagen ihm zu. So begleitet ihn der Jubelschrei auf Schritt und Tritt den ganzen Weg bis zu seinem Hause, nur zuweilen ertönt ihm die mächtige Weise eines Vaterlandsliedes.

Und der Telegraph trägt die Kunde in alle Weiten, und Fürsten und Völker und Diplomaten denken über den furor teutonicus nach und die Nation, die Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt.

Im Charlottenburger Mausoleum.
(27. März 1888).

Der Vorfrühlingstag neigte sich seinem Ende zu und über das Charlottenburger Königsschloß, in dem Kaiser Friedrich die Augen geschlossen und Kaiser Wilhelm seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, senkte sich schnell der Abend herab. Da fuhr vor dem Seiteneingang des Palastes ein Wagen vor und ihm entstieg die noch immer mächtige Gestalt des Reichskanzlers. Rein — des gewesenen Reichskanzlers, des Gefallenen, dessen Entlassung vor einer Woche die Welt in eine ungeheure Erregung, in eine Art atemloser Beklemmung, Deutschland aber in eine schmerzliche Erstarrung versetzt hatte. Kaum hatten die Wenigen, die hier einen einsamen Abendspaziergang machten, den Fürsten bemerkt, da war er schon in dem Portale verschwunden und schritt durch den schönen Park dahin, dem Wege folgend, der ihm an der Orangerie vorüber führte.

Stiller und ernster wurde es um ihn. Die lustigen Bildwerke, mit denen die Vergangenheit die Alleen geschmückt hatte, lagen hinter ihm, eine feierliche Fichtenallee nahm ihn in ihr Dunkel auf, und jetzt stand er vor seinem Ziele: dem Mausoleum.

Abschied wollte er nehmen, Abschied von seinem teuren und treuen alten Herrn, Deutschlands ersten Deutscherkaiser, der da unten den ewigen Schlaf schlief. Der Mann von Blut und Eisen — wer hätte ihn heute und hier wohl wiedererkannt, wie er zu der weihenollen Stätte der Erinnerung pilgerte, wie er seinem Gefühle ganz sich hingab, wie er kaum die in seinem Antlitz zuckende Bewegung beherrschte! Morgen sollte er die Stadt verlassen, die er zur Hauptstadt des mächtigsten Reiches der Welt gemacht; würde er sie wohl je wiedersehen? Dunkel war die Zukunft, und ohne Abschied mochte er von Kaiser Wilhelm I. nicht weggehen.

Drei Rosen trug der einsame Mann in der Hand, wie er in das Mausoleum eintrat. Matt schien noch ein blauer Strahl des weichen Tageslichts durch die hohen Fenster, während er einen Augenblick an den Särgen Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise verweilte. Dann schied sich der Fürst vom Tage und stieg hinab in die Kaisergruft und blieb — allein.

Alein mit dem Geiste des tarren Toten und einer Welt von sorgenvollen und bitteren Gedanken, von Erinnerungen und Besürchtigungen. Vor ihm stieg die Gestalt Kaiser Wilhelms auf, treu und schlicht, kernig und gesund, vornehm und stolz und doch so tief bescheiden und so gerocht gegen jedes wahres Verdienst; er sah ihn als den rüstigen Siegerkreuz und als den inermüdlich tätigen verehrten Patriarchen. Er dachte an so manche ernste Stunde, in der er mit ihm hatte ringen müssen um das Geschick der Zukunft, und an die beinahe zärtliche Fuld, mit der er ihn endlich überhäuft. Und er dachte, was der stille Schläfer da wohl gesagt hätte, wenn er diese bittere Stunde hätte ahnen können und welche Sorgen er sich dann um das geliebte deutsche Land gemacht hätte.

Am ersten April 1895.

Es summt und rauscht tausendfältig auf den sonst so stillen Wegen des alten Sachsenwaldes. Fahnen klattern, bunte Gewänder blitzen in der Sonne, Lieder erklingen, und alles über-

tönt der Marschtritt von Tausenden. Die deutschen Studenten, des Vaterlandes Hülfe und Hofnung, sind es, die herbeigeeilt sind, um den Gründer des Reiches an dem Tage, an dem er sein 80. Lebensjahr vollendet, zu huldigen.

Und man öffnet sich die Flügeldecken, und er tritt heraus in den jungen Frühling, ein Greis, den das Alter gebeugt, aber nicht gebrochen hat, gewaltig noch immer in seiner Kürassieruniform, Leben in jedem Nerv. Schritt für Schritt tritt er langsam, bis zum Terrassenrande heran, und nimmt den blinkenden Stahlhelm ab und grüßt.

Grüßt mit einem langen tiefen Blicke seiner leuchtenden großen Augen, der den ihm so wohl vertrauten Schlosspark, und den rauschenden, frisch ergrünenden Sachsenwald und die unübersehbare Menge umfaßt, die Kopf an Kopf sich da unten vor ihm drängt — weiter, als sein Auge sehen kann, bis tief in die Waldeseinsamkeit hinein. Grüßt die deutsche Jugend, der die Zukunft gehört und die sich heut zu ihm bekennt, die ihm heut huldigt, als ihrem Ideale, die ihn mehr als verehrt — die ihn liebt. Sagen das nicht die strahlenden Blicke, die ihn grüßen? Nicht die klirrenden Speere, die sich senkenden Fahnen? Nicht der brausende Jubel, wie ein Sturm zu ihm hinaufrauscht, und dräben über dem kleinen See ein Riesenecho ertönt bei einer vieltausendköpfigen Menge? Der Fürst grüßt und winkt und lächelt; er fühlt, dieser Tag krönt sein Werk, die Zukunft erklärt sich für ihn.

Von der Zukunft spricht er nun auch zu ihnen. Von dem, was errungen ist und was sie halten sollen; von dem Guten, das sie nicht preisgeben sollen für ein vermeintliches Besseres. Durch die tiefe Stille, die nur ab und zu ein rauschender Banner, ein Knarren der Fichten im Winde unterbricht oder das ferne Jubelgeschrei berer, die noch hinten weit im Wald stehen, durch die Stille ziehen seine schlichten Worte, durchdrängt von der köstlichen Weisheit der Erfahrung eines wohlangelebten Lebens, durchleuchtet von der Milde eines abgeklärten Alters. Und den Jünglingen ist es wie ein Traum, daß hier in der deutschen Waldeseinsamkeit ihre verkörperte Geschichte selbst zu ihnen spricht und ihren Blick auf die Höhen hebt, auf denen das Alltägliche verschwindet und nur noch das Große und Ewige sichtbar bleibt. Märchenhaft, wie das ganze Leben des Gewaltigen, ist es, daß er hier im ehrwürdigsten Greisenalter der blühenden Jugend seinen letzten Willen sagen und tief ins Herz prägen kann.

Und nun ziehen sie an ihm vorbei. Ein endlos langer Zug und immer mehr noch strömen vom dunklen Waldbrande her. Aufmerksam blickt der greise Fürst auf sie herab und auf ihre Banner; Bayern und Holfteiner, Schlesier und Elsäßer — ja, sie sind noch alle beieinander und werdend bleiben; denn die Kette, die der Meister Schmied gearbeitet, ist gut. Und in der Freude seines Perzens ergreift er ein paar Rosen und wirft sie den Jünglingen hinab. Arme Rosen! Hundert Arme strecken sich ihnen entgegen, kämpfen um sie, zerpfänden sie, und wer nur ein Blatt erobert hat, ist Jubels voll.

Der Einsiedler im Sachsenwalde.

Auf einer Bank im Schlosspark sitzt der Greis von Friedrichsruh, freut sich der wohligen Sonne und zeichnet mit seinem Stocke Figuren in den Sand.

Wie schwach ward sein Fuß und wie eng sein Kreis. Er, der einst rastlos Europa vom Süden zum Norden und von Ost nach West durchzog, ist jetzt zufrieden, wenn er zur nahen Bank tahren und die Sonne genießen kann.

Was rührt der Wald dem Einsiedler von Friedrichsruh zu? Er flüstert ihm die leisen Grüße der Abgeschiedenen zu, die ihn rufen: der teuren Gattin, des unvergesslichen königlichen Herrn, des heldenhaften Kronprinzen, der großen Mitvalabine. Sie mahnen ihn und rufen ihn zu sich, und er ist bereit und hart der Stunde...

Er trägt ihm Nachricht zu von dem brausenden Leben da hinter dem Walde, und manche Botschaft, daß er sich noch einmal gärten und auf die Walfahrt treten möge. Doch der Greis schüttelt lächelnd das Haupt und horcht weiter...

Er bringt ihm die Grüße seines Volkes. Er bringt die Männer zu ihm, alte und junge, Handwerker und Gelehrte, Männer von den Alpenbergen und vom Bernsteinstrande, die ihm künden, daß der greise Einsiedler nicht einsam ist, daß ein ganzes, großes, freies und dankbares Volk mit ihm lebt, fühlt, bei ihm weilt und für jede Stunde seines Lebens in tiefer Freude dankbar ist. Daß im einsamen Sachsenwalde Deutschlands Herz und Liebe wohnen; daß seine Volksgenossen zu einem stillen Heim pilgern, um sich durch einen Blick in seine treuen Augen Trost zu holen in trüben Zeiten und Zuversicht in des deutschen Volkes Bestimmung und Zukunft; daß Deutschland sich zu einem großen Sohne gefunden hat und nie wieder von ihm lassen wird...

Rauschet leise, ihr Bäume des Sachsenwaldes, wehe sacht, finde Sommerluft; hört den stillen Mann, der nach jahrzehntelanger schwerer Fahrt zu seiner Waldeseinsamkeit zurückgekehrt ist, nicht in seinen Gedanken. Denn jeder seiner Gedanken ist eine Sorge für das Deutsche Reich und ein Segen für sein Volk, das über alles geliebt.